

# Einleitung

## Anlass zu diesem Buch

Hermann Peyer-Amsler (1874–1923), von dem dieses Buch handelt, ist der Grossvater meiner Frau Christine Berger-Peyer (\*1952). Sie hat ihn nie erlebt. Er starb am 21. Februar 1923, als der Vater meiner Frau, Prof. Hans Conrad Peyer-Hefti (1922–1994), erst fünf Monate alt war. Deshalb hatte auch er keine Erinnerungen an seinen Vater. In der weiteren Familie lebt niemand mehr, der vom abenteuerlichen Leben Hermann Peyers erzählen könnte, denn auch dessen 1918 geborene älteste Tochter Marina starb 2006, lange bevor ich die Anregung zu dieser Brief-Biografie erhalten habe. Sie stützt sich deshalb nur auf schriftliche Quellen. Diese sind jedoch sehr zahlreich.

Vor ungefähr acht Jahren wies mich Hans Konrad Peyer-Waser (\*1937) auf zahlreiche Briefe Hermann Peyers hin, die im Familienarchiv Peyer aufbewahrt und im Stadtarchiv Schaffhausen deponiert sind. Hans Konrad ist der Enkel von Ludwig Peyer-Reinhart (1873–1939), des älteren Bruders von Hermann. Neugierig schaute ich mir das Konvolut an Briefen an und begann, diese zu transkribieren. Mit der genauen Lektüre fing ich Feuer und nahm mir vor, aufgrund der Berichte von Peyers Aufenthalten in Port Elizabeth, Berlin, Hamburg, Deutsch-Südwestafrika, Mürren und Montenegro, wenn auch mit Lücken, sein Leben darzustellen, das sich in geschichtlichen Zusammenhängen abspielte, die auch heute noch von Interesse sind und von Historikern erörtert werden. Während Peyers Aufenthalt in Port Elizabeth war der Burenkrieg im Gange. Seine Tätigkeit als Bahnarzt in Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) fiel in eine Zeit, als die deutsche Kolonialmacht gegen einen Aufstand der einheimischen Bevölkerung kämpfte, Konzentrationslager anlegte und nach vorherrschender Auffassung heutiger Historiker den ersten Genozid im 20. Jahrhundert verübte. Zudem wurden dort 1909 erstmals Diamanten gefunden und Peyer war einer der Ersten, der die Echtheit der Funde bestätigte. Vom anhaltenden Interesse am Einsatz von Schweizer Ärzten während des Ersten Balkankrieges zeugt eine Reihe von neueren wissenschaftlichen Publikationen.<sup>1</sup> Der eher aussergewöhnliche Fall

eines Schweizers in der Stellung eines Chefs des montenegrinischen Militär-sanitätswesens würde ohnehin eine eingehendere Untersuchung verdienen. Anhand der Briefe Peyers aus Mürren lässt sich, um ein letztes Beispiel zu erwähnen, den in der Schweiz aufblühenden Tourismus im damals neben St. Moritz berühmtesten Kurort verfolgen.

## Quellen

Von den 23 Lebensjahren, die Peyer nach Abschluss seines Medizinstudiums 1899 noch verblieben, verbrachte er fast zehn Jahre im Ausland, ein Jahr in Mürren, fast ein Jahr in Basel und einige Wochen im Militärdienst. Von den Ereignissen dieser Zeiten berichten seine Briefe. Leider sind solche von den beiden Studienjahren in Genf und in München nicht erhalten, obwohl er aus diesen Städten ebenso häufig nach Hause berichtet hatte wie von anderswo.

Insgesamt sind 321 Briefe und 40 Karten vorhanden, die Peyer seiner engeren Familie nach Hause gesandt hatte. Dazu kommen noch drei Briefe an Hildegard Amsler, seine spätere Frau, einer an seinen Freund und Schwager Oskar Schatzmann und zehn als Entwürfe an montenegrinische Amtsstellen. Weiter liegen 18 Briefe vor, die Peyer von seiner Familie erhalten hatte, sowie 47 Briefe, zwei Karten und Telegramme, die seine Mutter im Zusammenhang mit dem Leben ihres Sohnes empfangen hatte. Der Briefwechsel zwischen seinem Bruder Ludwig und dessen Verlobten und späteren Frau Fanny Reinhart liefert zudem weitere erhellende Ergänzungen.

Aus diesem reichhaltigen Bestand an Briefen aus der Hand von Hermann Peyer sollen möglichst viele Briefstellen wörtlich zitiert werden, damit Tätigkeiten und Eindrücke Peyers in seinen eigenen Worten erlebbar werden. Dank der heute zahlreich vorhandenen Literatur über die Ereignisse an allen Aufenthaltsorten Peyers kann man die Briefe in den jeweiligen geschichtlichen Zusammenhang stellen und das einseitige Bild, das Briefe nun einmal vermitteln, differenzieren. Zudem konnten noch weitere Akten hinzugezogen werden, die im Familienarchiv oder in anderen Archiven lagern: Unter anderem über fünfzig von Peyer gemachte

*Abb. 1*  
Hermann Peyer etwa 1916  
als 42-jähriger.



Fotografien, die Korrespondenz mit dem Zentralsekretariat des Schweizerischen Roten Kreuzes, der Anstellungsvertrag mit der Deutschen Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft, Unterlagen über Hygienemassnahmen in Deutsch-Südwestafrika, Kaufs- und Verkaufsverträge von Grundstücken, Farmen und Schürfrechten, Geschäftsbriefe seines Bruders Ludwig mit Peyers Anwalt in Lüderitzbucht und vor allem die Tagebücher, die Peyer während seiner beiden Aufenthalte in Montenegro führte. Zu Beginn der meisten Kapitel werden die Quellen genannt. Trotz dieser Fülle bleiben Lücken, weil Zeugnisse aus Peyers Hand über seine Jugend- und Studienzeit und über die Periode, in der er von 1917 bis zu seinem Tod in Schaffhausen lebte, fehlen. Diese Lebensabschnitte müssen mithilfe anderer Quellen rekonstruiert werden. Akten in den Archiven Montenegros sind nicht berücksichtigt, weil der Autor der serbokroatischen Sprache nicht mächtig ist und, wie er bei einem Besuch feststellen konnte, das Staatsarchiv in Cetinje einen eher ungeordneten Eindruck hinterlässt trotz freundlichstem Entgegenkommen.

Bei den Briefen, die Peyer seinen Eltern und Geschwistern sandte, ist die Verteilung nach Adressaten auffallend. Von den 321 sind allein 240 an die Mutter gerichtet, nur 2 an den Vater. 44 Briefe und 5 Karten erhielt sein älterer Bruder Ludwig, 22 Briefe und 3 Karten seine ältere Schwester Emma, der Rest verteilt sich auf die anderen Geschwister. Die Zahlen könnten etwas über das Verhältnis Hermanns zu seiner Familie beziehungsweise zu deren einzelnen Mitgliedern verraten, wenn sie tatsächlich die genaue Zahl aller gesandten Briefe ausdrückten. Das ist jedoch nicht der Fall. Man weiss aus Briefstellen, dass Hermann Peyer mehr Briefe als die noch vorhandenen geschrieben und vor allem noch viel mehr von zu Hause empfangen hat. Er habe jede Woche an ein Familienmitglied geschrieben, teilte Peyer einmal aus Port Elizabeth mit.<sup>2</sup> Ein andermal berichtete ihm seine Mutter, seine Schwester Bertha sei sehr stolz, dass er ihr so oft geschrieben habe.<sup>3</sup> Davon jedoch ist nur ein einziger Brief erhalten. Seine Mutter hatte ihm fast wöchentlich einen meist sehr langen Brief geschrieben. Von dieser Korrespondenz ist mit Ausnahme von zwölf Briefen nichts mehr vorhanden. Offenbar hat sie Hermann nicht aufbewahrt oder sie ist bei seinen häufigen Umzügen verloren gegangen. Man weiss auch nicht, wer die noch erhaltenen Schreiben im Familienarchiv hinterlegte, das sich, ab 1928 neu geordnet und registriert, in der «Peyerburg» befand, dann im Haus an der Steigstrasse 76 und erst 1960 im Stadtarchiv Schaffhausen deponiert wurde.

Sämtliche zitierten Briefstellen sind so aufgeführt, wie sie Peyer wörtlich geschrieben hat, das heisst, die von ihm verwendete orthografische Schreibweise

wurde belassen, ebenso diejenige aller Namen und Orte. Offensichtliche Rechtschreibfehler wurden angepasst, Satzzeichen manchmal hinzugefügt, um Gliederung und Aussagen verständlicher zu machen.

Das Buch enthält über zweihundert Abbildungen, das meiste sind Fotografien Peyers oder Ansichtskarten, die er geschrieben oder nach Hause gebracht hat. Auch wenn sie nicht immer von bester Qualität sind, ergänzen und illustrieren sie den Briefinhalt und unterstreichen die Absicht des Autors, sich in dieser Brief-Biografie ausschliesslich auf Hermann Peyer zu fokussieren, weshalb die Beschreibungen seiner Grosseltern und Schwiegereltern, Onkel und Tanten sowie der Geschwister erst im letzten Kapitel zu finden sind.

## Inhalt

Peyers Briefe umfassen in der Regel mehrere Seiten, die mit schwarzer Tinte in leicht lesbarer, flüssiger und lateinischer Schreibschrift verfasst sind, während seine Mutter die deutsche Kurrentschrift verwendete. Er berichtet detailliert, anschaulich und für den Leser gut vorstellbar über alles, was er erlebte und beobachtete: Tagesverlauf, Tätigkeiten, Arbeit, Freizeit, Begegnungen, Personen, Jahreszeiten, Wetter und Natur. Zu Beginn eines Briefes geht er meist auf familiäre oder Schaffhauser Ereignisse ein, die ihm zuvor von seiner Mutter oder den Geschwistern berichtet wurden, denn sie halten ihn stets auf dem Laufenden, senden ihm beispielsweise von den Hochzeiten Fotos, Tisch- und Wagenordnung, Menükarten sowie Schaffhauser Zeitungen. Aus der Ferne kümmert er sich um den Rebberg am Rheinfall, macht Vorschläge, wie man die Qualität der Reben verbessern könnte, oder lässt sich detailliert über Umbauten an der «Sonnen-» und «Peyerburg» aus. Mit seinem Bruder diskutiert er ausführlich die Nachlassregelung des Vaters und dessen Testament oder seine beruflichen Pläne. Oft muss er auf Fragen der Mutter antworten, die sehr viel wissen will. Die detaillierte Schilderung, wie es zu seinem Engagement bei der Deutschen Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft kam, begründet er seiner Mutter wie folgt: «Ich schreibe Dir die Sache so ausführlich, da ich weiss, wie sehr Du dich dafür interessieren wirst, und damit Du, wenn ich nicht nach Schaffhausen kommen sollte, alle meine Gründe und Einzelheiten von Anfang an genau kennst. [...] Ich bin begierig, Deine Meinung über das Anerbieten zu hören.»<sup>4</sup>

Manchmal entschuldigt er sich, dass er nichts Neues berichten könne, denn seine Mutter ermahnt ihn, wenn er sich längere Zeit nicht meldet. Bei der Menge

an Arbeit müsse er seine Zeit «zusammenscharren», weshalb sie nicht noch mehr Briefe von ihm verlangen könne.<sup>5</sup> Zudem seien diese stets an alle gerichtet, denn regelmässig allen zu schreiben, erlaube ihm die Zeit nicht.<sup>6</sup> Andererseits rügt er einmal seine Mutter, wie er erfährt, dass ein Brief an sie nach Zürich «gewandert» sei. Dafür seien sie nicht gedacht, da sie oft in Eile und in erster Linie an sie gerichtet seien.<sup>7</sup> Trotz dieses Einspruchs war sich Peyer bewusst, dass all seine Briefe an die Mutter in der ganzen Familie zirkulierten. In den Briefen, die er aus Montenegro schrieb, ermunterte er seine Mutter, diese auch der Neuen Zürcher Zeitung (NZZ) zuzustellen.<sup>8</sup> Er wünschte demnach, dass sie publiziert würden, entsprechend waren sie auch ausformuliert.

## Stil mit Humor

Peyer befeisst sich eines nüchternen Beschreibungsstils. Gefühle von hoher Begeisterung, Empörung, Abscheu oder Bedauern kommen nicht zum Ausdruck. Erkrankungen bei der indigenen Bevölkerung an Skorbut in Namibia werden aus der Sicht des Naturwissenschafters und Mediziners geschildert. Oft wählt er anschauliche und einprägsame Bilder und lässt seinen Humor und seine distanzierende Ironie aufblitzen. So hofft er in einem Brief an seine Mutter, die Schaffhauser hätten all ihre Katarrhe und Schnupfen mit den Winterkleidern zusammen für ein halbes Jahr auf die Seite gelegt.<sup>9</sup> Den jährlichen Ausflug der Schaffhauser Gesellschaft zum Kaufleuten, der die Familie angehört, kommentiert er als solchen einer «wohl-adeligen Gesellschaft, bei dem eine g'staggeleti [gestotterte] Rede des Herrn Oberherrn, die ein sehr gutes Mittagessen zu allen Bedauern unangenehm störend unterbricht und nach deren Schluss alle, namentlich seine Gattin erleichtert aufatmen und sich mit doppeltem Eifer dem nächsten Gang zuwenden».<sup>10</sup> Nachdem er alle Einzelheiten der Hochzeit seines Bruders Ludwig mit Fanny Reinhart erfahren hat, schreibt er der Mutter, er habe, während er sich von Milch und Suppe ernähre, einen Gang des Hochzeitsmenus nach dem andern in Gedanken vor sich «aufspazieren» lassen und sie der Reihe nach durchgekostet. «Es war eine schöne Prozession, in der die dazugehörigen Weine kunstgerecht an der richtigen Stelle eingefügt waren.»<sup>11</sup>

In den Briefen an seinen Bruder Ludwig ist der Ton ausser bei sachlichen und ernsthaften Themen über Rechtliches, Finanzielles, das Testament oder den Nachlass des Vaters offener, direkter, manchmal auch burschikoser und spöttisch, wie im Brief vom 13. September 1912 nach den Kaiser-Manövern: «So wirst also

auch Du wieder in Küsnacht eingerückt sein und Deiner Familie nun viel erzählen von Märschen und Gefechten, von Schlachttagen und Paraden, von Kaiserworten und Kaiser-Anekdoten.» Sämtliche Briefe an seine Mutter enden nach den «herzlichen Grüßen» mit der Formel «Dein treuer Sohn Hermann», manchmal findet sich diese auch bei den Briefen an seine Geschwister, die er sonst mit «Dein Bruder Hermann» unterzeichnet. Das enge Verhältnis zur Mutter drückt deren Schlusszeile in ihren Briefen an Hermann «in inniger Liebe grüsst Dich tausendmal Deine Mutter» aus.<sup>12</sup>

## Rassismus – Kolonialismus – Imperialismus

Aus Peyers Briefen von Port Elizabeth und Deutsch-Südwestafrika lässt sich seine Wahrnehmung der schwarzen Afrikaner und aus der Wortwahl und Beschreibungsart seine Einstellung ihnen gegenüber herauslesen. Sie sind deshalb auch eine Quelle zur Diskussion über Rassismus und Kolonialismus. Der «Rassismus war eines der einflussreichsten Weltbildmuster der Epoche».<sup>13</sup> In Peyers Schilderungen der afrikanischen Bevölkerung ist dieses Muster spürbar, auch wenn er sich nie explizit zum Rassismus äusserte. Er teilte die damals gängigen Vorurteile, dass Schwarze schmutzig und faul seien und dass sie stehlen und sich betrinken würden. Stockschläge zu deren Disziplinierung werden gutgeheissen, die schrecklichen Verhältnisse im Konzentrationslager von Lüderitzbucht ausgeblendet, ausgehungerte Kriegsgefangene, die am Bahnbau beschäftigt wurden, ohne einen Kommentar von Mitleid hingenommen. Mit der Anstellung bei der Deutschen Kolonial-Eisenbahn-Bau- und Betriebsgesellschaft musste sich Peyer bewusst sein, dass er in eine Kolonie ging, wo ein Krieg gegen die eingeborene Bevölkerung im Gange war, auch wenn sich dieser weit weg von seinem Arbeitsort abspielte. Das hat ihn nicht davon abgehalten, dorthin zu gehen, vermutlich weil er sich als junger und unternehmungslustiger Arzt darüber gar keine Gedanken machte und an der Ideologie der deutschen Imperialisten nichts Anstössiges fand. Emotionslos nennt er die Zahl der Kriegsgefangenen, die er ärztlich zu betreuen hat, schildert den Tagesablauf bei seinen Besuchen im Lazarett der schwarzen Afrikaner oder bemerkt, wie er schwarze Rekonvaleszente auf seiner kleinen Farm beschäftigt und ihnen auch Ziegen schenkt. Die Separation der schwarzen Bevölkerung in der Kapkolonie und die Zustände in Deutsch-Südwestafrika nahm er als normal und gegeben hin. Die Möglichkeit, als Arzt tätig zu sein und ein gut eingerichtetes Spital selbständig

zu betreiben, wog stärker als allfällige moralische Bedenken. Aus Sicht der damaligen Zeit ist das nicht überraschend, denn diese war «von Rassismus durchtränkt».<sup>14</sup> Wir werden später in den entsprechenden Kapiteln darauf zurückkommen.